

Angelika Overath

Erschienen in: Neue Zürcher Zeitung Nr. 57 – 09.03.2002

So spannt auch eure Seele

Vom Bogenschiessen in der Tübinger Kinder- und Jugendpsychiatrie erzählen Angelika Overath (Text) und Reto Camenisch (Bilder)

Die Zeit würde sie gerne zurückdrehen können, sagt Christina. Sie sitzt im ärztlichen Besprechungszimmer, die Schultern leicht nach vorne gebeugt, eingewickelt in eine flaumhelle Kapuzenstrickjacke. Hinter nachlässig gekämmten Haaren, die über die Stirn fallen, reißt sie die braunen Augen auf, trotzig und scheu. Welche Zeit zurückdrehen? Die Zentralheizung summt wie ein ausgeleierter Kassettenrecorder. Die Zeit, als das angefangen hat. In Blick des Mädchens schwimmen Psychopharmaka, Zyprexa gegen die Angst, Remergil gegen die Depression. Und stolze Verachtung. Möglich, daß sie jetzt überhaupt nichts mehr sagt. Aber dann sagt sie: Das mit dem Essen. Ich würde nicht mehr anfangen zu hungern. Der Ton ihrer Stimme signalisiert kalte Endgültigkeit, so als sei mit ihrer vor drei Sommern getroffenen Entscheidung ihr Leben in eine nicht mehr korrigierbare Bahn geraten. Neben ihr im Regal stehen schön geordnet die Zutaten für therapeutische Bastelarbeiten, Stifte, Papier, Kleber - Relikte anderer Gespräche. Sie will sehnlichst nach Hause, und sie weiß, daß sie nicht nach Hause kann. Zu Hause esse sie nicht. Der Satz kommt klar wie ein Gottesbeweis. In der Klinik, wo sie nicht bleiben will, darf sie die Mahlzeiten schon wieder ohne Begleitung zu sich nehmen, hier ißt sie. Christina ist 16 Jahre alt und seit vier Monaten zum zweiten Mal in der Tübinger Kinder- und Jugendpsychiatrie.

Ich muß mit meinen Problemen leben lernen, erklärt Sandro geläufig wie ein tapferer Manager seines Leids. Er schlendert in weiten, auf den Hüften sitzenden Jeans die Stufen des Klinikbergs hinunter und späht unauffällig nach weggeworfenen, noch rauchbaren Restkippen. Im Unterschied zu Christina, die vorübergehend keinen Ausgang hat, ist Sandro sein eigener Herr in der kostbaren Nachmittagstunde zwischen Therapie und Abendessen. Unten zögert er vor dem Rot der Fußgängerampel und grinst verbindlich durch die schmalen Vierecke seiner Intellektuellenbrille. Die Probleme würden ja nicht verschwinden, er müsse eben lernen, mit ihnen umzugehen. Er wagt einen flirten-den Blick zur Seite. Zigaretten wären wirklich nicht schlecht. "ADS" habe er, und dann buchstabiert er, als setze er seinen exotischsten Trumpf: Auf-merk-



sam-keits-de-fi-zit-syn-drom. Er nimmt Taxilan, ein Beruhigungsmittel. Sandro ist fünfzehn und seit einem knappen Jahr Patient in Tübingen.

Jonathan ist im Flur unterwegs. Er hat die Schultern zu einem Buckel hochgezogen, so daß sein Kopf schräg im Schatten einer Verkrampfung zu hängen scheint. Der Siebzehnjährige lebt seit vierzehn Monaten auf Station 3. Jonathan gibt keine Interviews, erklärt Sandro, der mit ihm das Zimmer teilt. Denn manchmal ist Sandro Jonathans Agent.

Jeden Mittwoch treffen sich Christina, Sandro und Jonathan kurz vor 16 Uhr auf dem Flur. Aus dem Stationszimmer kommen Michael und Harald. Zusammen steigt man hinauf unter das Dach. Gesprochen wird nicht viel. Christina trägt einen Bogen. Im Frühjahr 2000 hatte sie in der Klinik mit dem Schießen begonnen und sich schon nach einigen Stunden einen eigenen Bogen gewünscht. Das sei besser, man habe schließlich auch sein eigenes Fahrrad. Christinas Bogen lehnt in ihrem Zimmer neben dem Schrank. Wenn sie übers Wochenende nach Hause darf, nimmt sie ihn mit. Auf dem elterlichen Hof schießt sie gegen eine Scheune. Auch ihr Vater hat begonnen, mit Christinas Bogen zu schießen, ein Umstand, den Christinas Therapeuten nicht mit Begeisterung sehen.

Unter der Dachschräge der Klinik liegt die etwa fünfzehn Meter lange Sporthalle. Michael und Harald holen Bögen unterschiedlicher Spannkraft aus dem Schrank. Es gibt die kompakteren Sportbögen, leicht handhabbare Holz- und Kunststoffkonstruktionen, deren Bogenarme im Auslauf eine leichte Kurve nach außen beschreiben. Das macht sie schneller und treffsicherer. Und es gibt zwei schmale Langbögen in der traditionellen Holzbauweise, mit der schon die alten Ritter und Robin Hood geschossen haben. Keiner der Bögen hat eine aufmontierte Zielvorrichtung. Christina, Sandro und Jonathan nehmen die Köcher mit den befiederten bunten Pfeilen - Holzpfeile für die Langbögen, Aluminium- und Carbonpfeile für die Sportbögen - und stellen sie neben der Tür an das eine Hallenende. Dann geht Sandro zur gegenüberliegenden Hallenwand und zieht dort rituell das schwere, grüne Pfeilfangtuch auseinander. Die Bühne ist eröffnet. Jonathan hat eine Art Staffelei als Schießstand plaziert, auf den er eine dicke Styroporplatte stellt. Harald befestigt eine runde Zielscheibe. Nun müssen die Bögen bespannt werden, denn zur Schonung werden Bögen nur mit gelösten Sehnen abgestellt.



Christina legt die untere Sehnenschlaufe, das Sehnenöhrchen, in die untere Kerbe, fixiert den Bogen mit dem linken Fuß und steigt mit dem rechten Bein so in ihren Bogen hinein, daß sie ihn mit der Hüfte halbiert. Nun stemmt sie sich gegen das Holz und zieht gleichzeitig mit dem Druck ihrer Hand den oberen Bogenarm zu sich heran, bis sich das Holz so weit biegt, daß sie auch das obere Sehnenöhrchen in die Kerbe an der Bogenspitze einhängen kann. Das erfordert nicht nur Geschicklichkeit, sondern auch Kraft. Ein Bogen kann widerspenstig sein wie eine Katze und dem Schützen leicht ins Gesicht springen.

Das Bespannen des Bogens ist eine archetypische Handlung. Sie zeigt Beherrschung und Inbesitznahme. Schon der heimkehrende Odysseus schlug die Schar der Freier aus dem Feld, weil nur er fähig war, seinen alten, beim Auszug nach Troja zurückgelassenen Bogen wieder zu bespannen. Christina, die manchmal die Kraft nicht hat, ist heute stark genug und schafft es alleine. Die andern haben ihre gerichteten Bögen schon auf die Sprungmatte neben das Trampolin gelegt. Sind die Vorbereitungen abgeschlossen, schiebt Harald eine CD in die Anlage. Die leise Musik macht aus einem Turnboden einen meditativen Raum. Christina, Sandro, Jonathan, Harald und Michael stellen sich zum Kreis zusammen. Und Harald beginnt, die seit Monaten vertrauten Imperative zu sprechen.

Wenn Michael Lindner heute im Kreis neben Harald Maier steht, kann es sein, daß er ein wenig stolz ist. Michael arbeitet seit über zehn Jahren als Fachkrankenpfleger in der Kinder- und Jugendpsychiatrie Tübingen. Als ihm 1995 sein Kijutsu- und Aikidolehrer einen Feldbogen in die Hand drückte, war auf einmal das verbotene Kinderglück vergessener Indianertage wieder da, die abenteuerlich gebastelten Flitzebögen aus Haselholz und Schnur. Und Michael erinnerte sich, daß er noch als Jugendlicher einen geliebten Sportbogen besessen hatte. Nun begann er, unter professioneller Anleitung an die verschwundenen Paradiese anzuknüpfen. Mit der neuen Erfahrung eines methodisch betriebenen Bogenschießens wuchs der Gedanke, daß hier eine unvermutete Ergänzung im Therapieangebot der Psychiatrie liegen könnte. Das war kühn. Immerhin ist ein Bogen eine Waffe. Und keine ungefährliche. Die Kollegen auf der Station zweifelten an der Zurechnungsfähigkeit ihres sonst soliden Mitarbeiters. Was sie ihm auch sagten. Was bringt ausgerechnet ein Bogen in der Hand von magersüchtigen Mädchen und aggressionsgestörten, suizidalen Jungen? Was sollen Borderlinepatienten am Schießstand? Nur zum Beispiel! Eine Psychiatrie sei doch kein Schützenverein! Aber Michael traute seinem Instinkt und leistete sanft Überzeugungsarbeit. Er legte „Zen in der



Kunst des Bogenschießens" auf den Tisch und sprach vom Atmen, vom Standfinden, vom Zur-Ruhe-Kommen, vom Maximum an Spannung und Entspannung, die man schwerlich so nah beieinander finden und so zielgerichtet trainieren könne wie beim Bogen-schießen. Und ab und an warf er einen chinesischen Vers in die kollegiale Kaffeerunde: „Wie ihr den Bogen spannt - so spannt auch eure Seele.“

In der Klinik arbeitete ein Körpertherapeut, der gerade seine Weiterbildung in Qi Gong, einer chinesischen Heilgymnastik, absolvierte. Harald Maier wurde aufmerksam. Schnell erkannte er, daß das Bogenschießen rein physiologisch eine positive Wirkung auf die Körperhaltung ausübt. Bei Wirbelsäuleproblemen könnte es sich als geradezu ideale Bewegungsübung erweisen. Zudem erwartete er, daß die individuelle Art, wie Patienten schießen, konkrete Rückschlüsse auf ihre psychische Verfassung erlauben würde. Phobien und Versagensängste, Orientierungslosigkeit und Konzentrationsprobleme könnten sich im Spiegel des Bogens zeigen und hier im Kleinen zu verarbeiten sein. Michael Lindner und Harald Maier setzten sich zusammen. Beide wußten, daß sie Neuland betreten. Bislang gab es keine Erfahrungen mit dem Bogenschießen im psychiatrischen und psychotherapeutischen Bereich. Und sie entwickelten ein Konzept.

Gerade stehen, sagt Harald leise. Jetzt versucht jeder, bei sich zu bleiben. Der Kreis richtet sich auf. Kopf nach rechts legen. Und die Köpfe gehen auf die rechte Schulter. Kopf nach links legen. Und die Köpfe gehen nach links. Die Musik verspricht, daß alles gut ist.

Michael und Harald überzeugten den Pflegedienstleiter; der Klinikchef ließ sie gewähren. 1997 wurden mit Unterstützung eines Fördervereins die ersten Bögen und Pfeile gekauft; Köcher und verschiedene Ziele bastelten die Jugendlichen selbst. Heute ist das Bogenschießen ein fester Bestandteil im Therapieangebot. Auf beiden Jugendstationen gibt es Gruppen von Bogenschützen. Und wenn sich die Jugendlichen bei ihrem Körpertherapeuten eine Stunde wünschen dürfen, wählen die meisten das Bogenschießen als Einzeltherapie.

Hände auf den Rücken legen. Nun den Kopf wenden. Die Gesichter sehen nach rechts. Nach links. Nach oben. Nach unten. In der versöhnlich gezupften asiatischen Melodie tauchen Anklänge von Vogelgezwitscher auf. Eine gemeinsame Reise hat begonnen. Mit geschlossenen Augen steht die Gruppe unterm Dach der schwäbischen Klinik wie in einem aufbrechenden Kirschblütenmärchen. Gemeinsam drehen sie die Oberkörper, kreisen mit den



Schultern, atmen gleichmäßig. Sie halten eine imaginäre Schale in den Händen, heben sie bis zur Brust, drehen die Schale und öffnen die Arme. Sie heben ihre Arme wie Schwingen. Erst bis zu den Schultern, dann hoch zum Kopf. Sie kehren die Handflächen nach außen, lassen die Arme wieder sinken. Christinas Bewegungen sind grazil, schwebend. Sandros Arme greifen kraftvoller, aber mit den ihren völlig synchron. Jonathans Hände zittern unkontrolliert, aber seine Schultern haben sich entspannt. Es sind nur wenige Minuten vergangen, und doch kamen die gemeinsamen Gesten einer Initiation gleich. Wir legen die Hände auf den Bauch, sagt Harald, wir atmen mit geschlossenen Augen hinein. Die Gruppe ist eine Blume, die sich langsam entfaltet hat und nun wieder schließt. Dann geht man zu den Bögen.

Bogenschießen befriedigt einen Urinstinkt: Treffen. Das gelingt nicht ohne eine Portion Aggressivität. Es ist eine Herausforderung an die geistige Konzentration wie an die körperliche Kraft. Es ist ein ernstes Spiel mit einem Kinderziel, fraglos und klar: rund wie eine Scheibe, aufgeblasen wie ein Luftballon, fragil wie eine Kerzenflamme. Und eindeutig ist der Sieg: ein im Mittelrund zitterndes, befiedertes Holz, ein lautes Zerplatzen, ein flackerndes Dunkelwerden, wenn die im Docht getroffene Kerze erlischt. Im Rahmen des therapeutischen Bogenschießens ist dabei jede der kleinen Handlungen, jeder Schritt streng ritualisiert. Alles, was hier geschieht, geschieht langsam und ruhig. Pfeile und Bögen sind Kostbarkeiten. Sie müssen mit Sorgfalt behandelt werden. Sie erfordern eine Aufmerksamkeit, die wiederum auf die Bogenschützen zurückwirkt. In genau abgesteckten Grenzen wird für die Stunde des Schießens ein sozial behutsames, vielleicht geborgenes Miteinander handeln möglich.

Anfänger schießen zunächst unter Anleitung einzeln. In der Mittwochsgruppe von geübten Bogenschützen wird gemeinsam geschossen, in Paaren, zu dritt, am Ende gemeinsam in einer Reihe. Die Zahl der Pfeile, die jeder bekommt, ist vor jeder Einheit festgelegt. Meist werden drei oder fünf Pfeile vereinbart. Wer nicht schießt, bleibt bei den Schützen im vorderen Bereich der Halle, wo auch die Köcher stehen. Pfeile dürfen nur entnommen werden, wenn ein Betreuer dabeisteht. Das war von Anfang an abgemacht und hat sich mittlerweile wie eine Selbstverständlichkeit eingespielt. Christina setzt sich aufs Trampolin. Sandro und Jonathan beginnen. Drei, sagt Harald. Sandro und Jonathan greifen in die Köcher, nehmen je einen Pfeil heraus, fassen mit der linken Hand in die Griffschale des Bogens, stecken mit der rechten vorsichtig die Pfeilnocke auf die Sehne und legen dann den Pfeil auf den Pfeilhalter des Bogens. Nun fassen sie so in die Sehne, daß der Pfeil zwischen dem Zeigefinger und dem Mittel- und

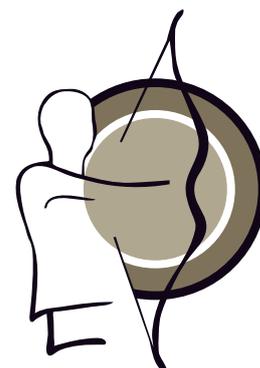


Ringfingerpaar liegt. Sie heben langsam den Bogen in einer ausgreifenden Bewegung und spannen ihn dabei durch. Ihre Bewegungen scheinen nur eine natürliche Verlängerung der vorausgegangenen Gymnastik- und Atemübungen zu sein. Der Pfeil liegt nun waage-recht etwa auf Mundhöhe, als sei er die Fortsetzung des Zugarms. Die Kraft, die sie jetzt halten, beträgt zwischen dreißig und vierzig Pfund.

Alle Anfänger fragen, wann sie loslassen sollen. Loslassen ist Schießen. Es gibt einen sensiblen Augenblick, in dem der Schütze die Kraft aufgebaut und das Ziel fixiert hat und in der Anspannung zur Ruhe gekommen ist. Idealerweise löst sich der Schuß gleichsam von selbst. Zu schnelles Loslassen oder zu langes Halten kann alles verderben. Schießt der Schütze, bevor er selbst ruhig ist, verwackelt der Pfeil. Hält er zu lange, beginnt der Arm zu zittern und die Sehne schlägt ihm gegen den Unterarm. Bogenschießen kann schmerzhaft sein. Wer möchte, trägt einen Fingerschutz, der vor Blasen bewahren soll, oder - vor allem, wenn er mit dem Langbogen schießt - einen Unterarmschutz, der blauen Flecken vorbeugt.

Jonathan öffnet zuerst die Finger, und während sein zischender Pfeil mit einem Knall einschlägt, hat Sandro die Sehne von den Fingerkuppen freigegeben; sein Pfeil landet mit einem schnellen Echo im Styropor. Die Pfeile zittern auf zwei äußeren Ringen. Mist, sagt Sandro. Jonathan sagt nichts. Er spannt erneut, fixiert die Scheibe und steht nun sehr gerade. Auch seinen zweiten Pfeil schießt Jonathan schnell. Diesmal hält Sandro länger und trifft, anders als Jonathan, näher ans Zentrum. Man schweigt. Beide legen ihren dritten Pfeil ein. Sandro wartet bewußt, bis Jonathan geschossen hat. Sein Pfeil trifft die Scheibe nicht. Sandro spannt, hält, läßt los. Und trifft auch nicht gut. Er zischt eine Verwünschung und schlurft demonstrativ zur Styroporplatte, Jonathan folgt ihm zur Seite, behutsam auftretend. Sie lösen die sechs Pfeile heraus, indem sie nach und nach jeden Pfeil zwischen zwei Fingern der aufgelegten Hand fixieren und mit der anderen Hand drehend ziehen. Und tragen sie zurück zum Köcher.

Christina schießt mit Michael, der einen Langbogen genommen hat. Sie legen die Pfeile ein und spannen. Wie es damals im Sommer 1999 angefangen hat, würde Christina schwer sagen können. Sie hatte keine Lust mehr, etwas mit Freunden zu unternehmen. Sie blieb zu Hause, fand sich zu dick und erledigte in geschäftiger Besessenheit alle Hausarbeit, um Kalorien zu verbrauchen. Im März war ihre beste Freundin Daria, die von klein auf im Dorf gewohnt hatte, nach Kroatien zurückgeschickt worden. Christina war wieder allein, mit den Eltern, den beiden Brüdern und den Großeltern in der Einliegerwohnung auf dem



ehemaligen Hof außerhalb eines winzigen Dorfes auf der „Schwäbischen Alb“, jenem dünnbesiedelten Mittelgebirge, das vor den Versuchen, die Gegend touristisch zu erschließen, auch ehrlichkeitshalber „Rauhe Alb“ hieß. Hier gibt es vor allem Steine, und das Klima ist um gut zehn Grad kälter als im Tübinger Neckartal. Christina erinnert sich an die Kühe und Schweine, die es gab, bevor der Vater die Landwirtschaft hatte aufgeben müssen. Jetzt sind noch die Katzen Felix und Miki da und der Zwerghase Maxi.

Christina ist das Mädchen in der Mitte zwischen einem kleinen und einem großen Bruder. Sie kann heute sagen, daß sie sich getäuscht hat, daß die Mutter die Buben nicht lieber hat als sie. Aber sie weiß nicht, warum es zu Hause nicht mehr geht. Ich kann mich nicht lösen, sagt sie formelhaft, als habe sie den Satz auswendig lernen müssen.

Jetzt steht sie neben Michael und hält den Bogen durchgespannt. Die Sehne liegt hinter ihrem Auge als ein Schatten. Sie fixiert das Ziel und läßt los. Zwei Pfeile zittern neben-einander auf dem ersten Ring. Das ist im Augenblick die ganze sichere und glücklich getroffene Wirklichkeit.

Für die nächste Runde werden zwei grüne Luftballons an die Zielscheibe geheftet. Welchen nimmst du, fragt Sandro. Jonathan zuckt mit den Schultern. Also, ich nehme den, den ich treffe, grinst Sandro. Rechts, sagt Jonathan. Okay, sagt Sandro, du rechts, ich links.

Sandro meint, seinen Vater suchen zu müssen. Der sollte doch wissen, was mit ihm los sei. Als sein Vater die Familie verließ, war Sandro zwei, sein großer Bruder vier; seine Mutter neunzehn. Der Mann, der nach dem Vater kam, prügelte zwar auch, aber er interessierte sich zumindest für die Kinder, was ihm Sandro höher anrechnet als die Schläge. Als Sandro acht war, kam ein neuer Bruder, klein und süß und nun vom richtigen Mann. Eigentlich war Sandro ein guter Schüler gewesen. In den ersten beiden Klassen der Realschule gehörte er zu den Besten und kam mit Belobigungen nach Hause. Dann muß sich etwas geändert haben, denn schon die 8. Klasse mußte Sandro wieder-holen. Druck von den Mitschülern, sagt er, dauernd Prügeleien, Machtkämpfe. Man habe ihn zwingen wollen, Drogen zu nehmen, und der neue Klassenlehrer habe nur zugeschaut und nichts unternommen. Und zu Hause schlug der Stiefvater immer öfter.

Sandro haut ab, kommt für eine Nacht bei seinem Freund Ibrahim im Asylantenheim unter, die zweite Nacht bei seiner damaligen Freundin. Mit ihr



zusammen geht er aufs Jugendamt. Aber er wird zurück in die Familie geschickt. Nach zwei Tagen läuft er wie-der davon. Die Eltern verstehen nicht warum; er wiederum hat das Gefühl, alles nur falsch zu machen. Als seine Mutter ihn auf der Straße findet, drischt sie auf ihn ein. Er rührt sich nicht: lähmende Minderwertigkeitsgefühle. Der Druck in der Schule wächst. Sandro gerät in Prügeleien und wird beim pädagogischen Strafdienst in einer Elektrofirma des Diebstahls bezichtigt. Er kann sich nicht wehren, weil er sich vor der Rache des eigentlichen Täters fürchtet. Daß nun seine Fingerabdrücke bei der Polizei registriert sind, beschämt und bedrückt ihn. In die Schule traut er sich nicht mehr. Irgendwann versucht er, mit einer Rasierklinge seinem Leben ein Ende zu machen. Das Jugendamt greift ein. Vor die Entscheidung gestellt, ziehen die Eltern für ihn den stationären Aufenthalt in der Psychiatrie einer ambulanten Behandlung vor. Sandro kommt nach Tübingen. Es sei wie im Knast gewesen. Am Anfang habe er die Tage gezählt, sagt er. Er kam bis 171.

Wenn Sandro auf seine Kindheit zurückschaut, erinnert er sich an Enttäuschungen. Einmal nur sei die Familie in das Heimatdorf seiner Mutter gefahren im ehemaligen Jugoslawien an der ungarischen Grenze. Das sei schön gewesen. Als die Großmutter ihn gesehen habe, hätte sie geweint.

Es knallt, wie nur ein zerplatzender Luftballon knallt. Sandro hat getroffen. Es knallt nicht, aber der Luftballon wackelt. Jonathans Pfeil hat die Haut berührt. Beim nächsten Schuß treffen beide weit daneben. Diesmal habe ich dir gewünscht, daß du triffst, sagt Sandro, aber nur ein Mal. Jonathan schaut ihn an.

Ein Klinisches Jugendheim ist das Gegenteil von Freiheit. Aber ein fliegender Pfeil ist das Gegenteil von Eingesperrtsein. Ein Bogenschütze spannt mit dem Bogen sich selbst und gibt sich frei, wenn er die Sehne im richtigen Moment löst. Jenseits der sportlichen Qualifikation, dem Treffen können, haftet diesem Schießen auch noch auf dem sauberen Laminatboden des Hospitals ein Spurenelement von kultischem Geschehen an. Der Kunst des Bogenschießens, so die alten Zen-Meister, liege eine geistige Übung zugrunde, bei der der Schütze im Grunde auf sich selbst ziele und dabei vielleicht erreiche, daß er sich selbst trifft.

Jonathan spielt auch Schach. Der Gymnasiast, Lieblingsfach Mathematik, darf während der stationären Therapie im Unterschied zu Sandro keine öffentliche Schule besuchen. Er erhält Einzel-, manchmal Gruppenunterricht in der Klinik.



Jonathan kommt aus der Nähe von Stuttgart. Sein Vater ist Professor an einer Fachhochschule, seine Mutter Lehrerin. Das Wort Depression ist Jonathan peinlich. Er nimmt es nur, weil man es hier so gebraucht wie ein Passepartout. Irgendwann hatte er keine Lust mehr, etwas mit Freunden zu unternehmen. Wem soll er das erklären? Den Bogen habe er nie als Waffe gesehen. Aber diese Sekunden seien ein wahnsinniges Gefühl, diese Sekunden der absoluten Konzentration, bevor man losläßt. Alles andere rücke dann in den Hintergrund. Ja, und das Treffen, natürlich, wenn man treffe, freue man sich schon.

Michael hängt das Pendel mit der Strohscheibe an die Decke und stößt es an, so daß es etwa drei Meter ausschwingt. Christina, Sandro und Jonathan zielen. Der Moment des Loslassens ist nun von außen bestimmt. Christina trifft alle drei Pfeile in die Mitte, Sandro zwei, Jonathan keinen. Michael und Harald schießen. Michael trifft zumindest die Scheibe, Harald trifft Stroh. Auch die nächsten Schüsse bleibt Michael im inneren Bezirk der Kreise; Harald trifft nur einmal den äußeren Ring. Jonathan sieht zu Harald hinüber.

Jetzt nochmal mit Luftballons, sagt Michael und heftet fünf Luftballons an die Zielscheibe auf der Staffelei. Für jeden einen. Die Schützen stehen in einer Reihe. Michael beginnt und trifft nicht. Christina auch nicht. Ein Ballon zerplatzt; Jonathan läßt seinen Bogen sinken. Na also, sagt Sandro. Und spannt. Aber er trifft nicht. Harald auch nicht. Michael spannt, der rote Ballon zittert nur neben seinem Pfeil. Christina spannt, ihr Pfeil schlägt parallel zu Michaels Pfeil ein, so daß der Luftballon festgeklemmt ist. Jonathan zerschießt den weißen Ballon; locker hält er den Bogen mit der rechten Hand. Na hör mal, sagt Sandro, laß mir auch noch einen. Jetzt trifft Harald den mit zwei Pfeilen fixierten Ballon. Nur noch einer schaukelt blau. Aus der Reihe der Schützen sausen fünf Pfeile Schlag auf Schlag, aber der himmelblaue Ballon hüpfert nur, vom Luftstrom geschüttelt.

Als Abschiedszeremonie wird synchron geschossen. Jetzt geht es nicht mehr ums Treffen. Harald gibt das Kommando: Spannen. Sie atmen, sie heben die Bögen, sie ziehen die Sehnen, sie halten, sie fixieren die Scheibe. Sie stehen, in ihre Bögen gespannt, selbst flugbereite Pfeile ihrer Sehnen. Sie lassen los. Glück ist eine Kadenz möglichst dicht nacheinander einschlagender Pfeile. Großes Glück ist, wenn man weniger Einschläge hört, als Pfeile fliegen. Beim zweiten Mal sind Michael und Christina auf die Sekunde synchron. Beim dritten Mal durchbricht ein Zerplatzen die schnelle Kaskade. Jetzt putzt der sie weg wie Pudding, schreit Sandro. Jonathan lächelt. Auf dem Boden liegen himmelblaue Fetzen.



Gemeinsam gehen sie zur Scheibe, um ihre Pfeile zu holen. Beim Zurückgehen sortieren sie miteinander, Holz zu Holz in die einen Hände, Aluminium zu Aluminium in die anderen. Geordnet kommen die Pfeile wieder in die Köcher. Es wird gefegt, die Ziele aufgeräumt, der grüne Vorhang zugeschoben. Gemeinsam spannen sie die Bögen ab und legen sie wieder in die Schränke. Nur Christina schlüpfte in den ihren wie unter den Flügel eines fragilen Insekts.

Dieser Artikel von Angelika Overath ist ebenfalls in ihrem Buch „Das halbe Brot der Vögel. Portraits und Passagen.“ erschienen. (Januar 2004, Wallstein Verlag, Göttingen).

Mit freundlicher Genehmigung von Angelika Overath.

